

Die ganze Arbeit im Blick. Gutes Leben braucht Vorsorgen¹

Adelheid Biesecker

Was ist „gutes Leben“?

Als Ökonomin über gutes Leben nachzudenken, war früher, als noch das Sozialprodukt als dessen Indikator galt, einfach. Das Wachstum des Sozialprodukts, der in realen Marktpreisen bewerteten Summe aller pro Jahr hergestellten marktfähigen Güter und Dienstleistungen pro Kopf, wurde gleichgesetzt mit einer Verbesserung der Lebensqualität. Gutes Leben wurde von den Marktteilnehmern sozusagen mit produziert. Und es schien berechenbar zu sein. Diese Zeiten sind zwar noch nicht ganz vorbei, aber sie sind im Entschwinden begriffen: Denn das Wachstum ist in die Kritik gekommen, die wachstums-kritische Debatte weitet sich aus.² Und Richard Wilkinson und Kate Pickett stellen in ihrer umfangreichen, Länder vergleichenden Studie fest: Gleichheit ist Glück, nicht Wachstum (vgl. Wilkinson/Pickett 2009).

Aber was ist nun das gute Leben? Zur Beantwortung dieser Frage kann die Ökonomin in ihrer eigenen Disziplin ansetzen, muss deren Grenzen jedoch überschreiten. Den wirtschaftswissenschaftlichen Ansatzpunkt liefert Amartya Sen mit dem Capabilities-Approach, den er gemeinsam mit der Philosophin Martha Nussbaum entwickelt hat und der die Grundlage für den Human Development Index der Vereinten Nationen bildet (vgl. Sen 1999, Nussbaum 2011). Gutes Leben wird hier darüber bestimmt, welche Verwirklichungschancen (Capabilities) die Menschen haben, die Entfaltung welcher Fähigkeiten ihnen die Gesellschaft zur Gestaltung ihres eigenen Lebens ermöglicht. Die Grenzüberschreitung führt somit in die Philosophie, denn Martha Nussbaum hat diesen Ansatz zu einer Systematik von zehn zentralen, kulturübergreifenden menschlichen Fähigkeiten weiterentwickelt. Zu diesen Fähigkeiten gehören: ein lebenswertes Leben in normaler Länge und in guter Gesundheit und körperlicher Unversehrtheit und mit Rücksicht auf die Natur zu führen und die Sinne und die Phantasie zu gebrauchen; Beziehungen zu anderen einzugehen und im sozialen Zusammenhang zu leben, zu lachen, zu spielen; eine eigene Vorstellung vom Guten zu entwickeln und kritisch über die eigene Lebensplanung nachzudenken³; durch politische Partizipation das eigene Umfeld mitzugestalten; über Eigentum zu verfügen und „das Recht zu haben, eine Beschäftigung auf gleicher Grundlage wie die anderen zu suchen ... Bei der Arbeit fähig zu sein, wie ein menschliches Wesen zu arbeiten, praktische Vernunft auszuüben und mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in einer Beziehung gegenseitiger Anerkennung zu stehen“ (Nussbaum 2003: 21; vgl. auch Nussbaum 2011: 33ff.). Dieses gute Leben ist gekennzeichnet durch Anerkennung, Selbstständigkeit, Sicherheit und Freiheit. Seine je konkrete Ausgestaltung ist kulturell geprägt und daher vielfältig unterschiedlich und muss im gemeinsamen Diskurs immer wieder neu bestimmt und durch gesellschaftliche Regelungen ermöglicht werden.

Dieses gute Leben gelingt in den modernen kapitalistischen Gesellschaften nicht nur nicht für alle, sondern zunehmend für einen immer kleineren Kreis. Die Schere zwischen arm und reich öffnet sich fast überall, und die andauernde hohe Arbeitslosigkeit schließt

immer mehr Menschen vom guten Leben aus. Denn Armut und Arbeitslosigkeit können als Mangel an Verwirklichungschancen interpretiert werden (vgl. Sen 1999: 110ff.). Sie nehmen den betroffenen Menschen die Möglichkeit, ihre Fähigkeiten zur eigenen Gestaltung ihres Lebens zu entfalten. Für die vom Ausschluss aus dem ökonomisch Anerkannten (der Marktökonomie) Betroffenen – diejenigen, die unbezahlte Arbeit leisten (größtenteils Frauen) sowie die ökologische Natur – gilt dasselbe.⁴

Warum ist das so? Eine kurze Krisenanalyse

Dass das so ist, ist kein Zufall, kein vorübergehendes Phänomen, sondern ist systemisch begründet: es liegt an dem Konzept der modernen kapitalistischen Ökonomie ausschließlich als Marktökonomie, deren sog. rationale Akteure dem Prinzip der Profit- oder Nutzenmaximierung folgen. Und es liegt an der mit diesem Ökonomieverständnis verbundenen spezifischen Trennungsstruktur des Ökonomischen – der Trennung zwischen dem Produktiven und dem sog. Reproduktiven. Was am Markt geschieht, gilt als produktiv, wertschaffend, ist öffentlich und sichtbar (und in den guten Positionen zumeist männlich). Die Arbeit, die hier geleistet wird, ist Erwerbsarbeit aus der Perspektive der Arbeitenden, Einkommen bringende Arbeit und daher Lebensgrundlage. Für die Unternehmen ist sie dagegen Produktionsfaktor, der Kosten verursacht, die im Konkurrenzkampf gesenkt werden müssen. Zentrales Mittel ist die Steigerung der Produktivität der Arbeit mithilfe technischer Neuerungen, wodurch immer weniger Arbeitskräfte gebraucht und immer mehr überflüssig werden. Arbeitslosigkeit und Armut sind die Folge. Sie gehören zum Alltag dieser Ökonomie.⁵ Und heute gehört auch zu diesem Alltag, dass sich die Armut trotz Erwerbsarbeit ausbreitet. Viele können von ihrem Lohn nicht mehr Leben und sind auf öffentliche Unterstützung angewiesen.

Als Nicht-Ökonomie abgetrennt und ausgegrenzt werden zwei Basisproduktivitäten menschlichen Wirtschaftens – die sozial vor allem Frauen zugewiesenen sorgenden Tätigkeiten (Care) sowie die Produktivität der ökologischen Natur. Sie gelten als nicht direkt produktiv, ökonomisch wertlos, spielen sich im Privaten ab, sind unsichtbar. Aber sie werden für die alltäglichen Marktprozesse und die Produktion gebraucht⁶ – kein menschlicher Produktionsprozess ist ohne die vorhergehende Produktion der Natur und ohne vor Beginn getätigte Sorgearbeit möglich. Und gerade deshalb wirkt diese Trennungsstruktur auf das Abgetrennte so zerstörerisch: Eben weil es kostenlos benutzt werden kann, da es nicht bewertet wird, wird es maßlos und sorglos ausgenutzt. Hier liegt die gemeinsame Ursache der heutigen vielfältigen sozialen und ökologischen Krisen – z. B. Klimawandel, Verlust der Biodiversität, Kinder- und Frauenarmut. Sie sind alle Ausdruck ein- und derselben Krise – der Krise des „Reproduktiven“. Der Reichtum, das Wachstum, die gesellschaftliche Wohlfahrt, die mit dieser Wirtschaftsweise erzielt werden, basieren auf der Zerstörung dieser lebendigen Grundlagen – auf der Zerstörung der Produktivitäten von unbezahlter Sorge- oder Carearbeit und ökologischer Natur.

Diese Art des Wirtschaftens verhindert somit auf doppelte Weise – durch Ausstoßen aus dem Erwerbsarbeitsprozess innerhalb der Marktökonomie und durch Ausschließen aus dieser Ökonomie selbst – systematisch Verwirklichungschancen für viele Menschen und Naturprozesse. Hinzu kommt: Unter der Ausrichtung der Profitmaximierung sind die Arbeitsprozesse in ihrer Qualität häufig naturschädlich bis hin zu naturfeindlich. Natur wird nur als Rohstoff und als Senke für Abfall benutzt, und sie soll so wenig wie möglich oder gar nichts kosten. Nein, dieses Arbeitskonzept kann keine Grundlage für gutes Leben sein

– weder für die arbeitenden Menschen noch für die Natur. Es ist nicht lebensdienlich, nicht naturgemäß, nicht geschlechtergerecht – und daher insgesamt nicht zukunftsfähig.

Wie kann das geändert werden? Konturen eines zukunftsfähigen Arbeitskonzepts

Gutes Leben braucht somit eine andere Ökonomie mit einem anderen Arbeitskonzept. Deren Qualität wird mithilfe eines Perspektivenwechsels deutlich. Der Blick wird dann nicht vom Markt auf die Menschen und die Natur als Produktionsfaktoren bzw. Mittel für Profitzwecke, sondern von den Lebenswelten der Menschen und der Natur auf den Markt als Mittel für Lebenszwecke gerichtet. Dieser Perspektivenwechsel zeigt: Ökonomie ist viel mehr als die Summe der Märkte, viele ökonomische Tätigkeiten spielen sich außerhalb der Marktsphäre ab: in Familien und Haushalten, in Nachbarschaften, vor Ort. Es sind Tätigkeiten des Sorgens – für andere Menschen, für die Natur, für die Gesellschaft. Die ganze Marktökonomie wird von einer Sorgeökonomie getragen, und die in ihr geleistete Sorgearbeit ist immer noch vor allem weiblich und unbezahlt. In ihr werden nicht Waren, sondern Lebensmöglichkeiten produziert und erhalten (vgl. Baier et al. 2007). Was ist hier „produktiv“, was „reproduktiv“? Diese Unterscheidung erweist sich endgültig als unsinnig, geschuldet nur dem gängigen engen Ökonomie- und Arbeitsverständnis. Es sind gerade diese ehemals reproduktiven Prozesse und Fähigkeiten, die mit ihren Produktivitäten in den Mittelpunkt des neuen Ökonomiekonzepts gerückt werden. Um ihren langfristigen Erhalt geht es – wie auch um den Erhalt der produktiven Fähigkeiten derjenigen, die Erwerbsarbeit leisten. Indem für die Bedürfnisbefriedigung heute lebender Menschen produziert wird, gilt es, diesen Erhalt zu garantieren. Erhalten im Gestalten – so lässt sich die Rationalität dieser neuen Ökonomie bezeichnen.

Ein Ökonomie-Konzept, das dieser neuen Rationalität entspricht, ist das Konzept „Vorsorgendes Wirtschaften“. Es wird seit 20 Jahren vom gleichnamigen Netzwerk entwickelt und basiert auf drei neuen Handlungsprinzipien: (Vor)Sorge statt Eigennutz, Kooperation statt Konkurrenz, Orientierung am für ein gutes Leben Notwendigen statt an Wachstumsraten (vgl. Biesecker et al. 2000, Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften 2013). Das dazugehörige Arbeitskonzept heißt Vorsorgendes Arbeiten (vgl. Biesecker/v. Winterfeld 2011). Es integriert die Arbeitsformen diesseits und jenseits des Marktes. Das „Ganze der Arbeit“ besteht jetzt aus vielfältigen Tätigkeiten: neben der Erwerbsarbeit werden die dem ökonomischen Blick bisher verborgenen Arbeiten des privaten und öffentlichen Sorgens (freiwillige Arbeit/ Bürgerschaftliches Engagement) sowie Subsistenz- und Eigenarbeit sichtbar. Gutes Leben beruht auf diesem „Ganzen der Arbeit“. In seinem Mittelpunkt stehen die sorgenden, die Leben ermöglichenden und Leben erhaltenden Tätigkeiten. Sie werden durch Erwerbsarbeit unterstützt.

Bevor ich mich der Frage zuwende, wie dieses neue Arbeiten als Beitrag für gutes Leben gestaltet werden kann, gilt es, einen Moment innezuhalten: Gutes Leben wurde oben mithilfe des Fähigkeitenansatzes konkretisiert, der beansprucht, Alle einzuschließen. Wirklich alle? Auch diejenigen, die noch nicht geboren sind – auch zukünftige Generationen? Sind wir Heutigen nicht verpflichtet, unser gutes Leben so zu gestalten, dass auch sie die Möglichkeit haben, ihr Leben gut zu gestalten? Doch, das sind wir. Das Gebot des Erhalts der Schöpfung findet sich in vielen Religionen. Spätestens seit der Vorlage des sog. Brundtland-Berichts 1987 (vgl. Hauff 1987), in dem als globales Entwicklungskonzept die „nachhaltige Entwicklung (sustainable development)“⁷ entworfen wurde, ist unsere Zukunftsver-

antwortung – die die Verantwortung für eine regenerationsfähige Natur einschließt – nun auch in den Natur- und Sozialwissenschaften wie auch in der Politik unbestritten.⁸

Zukunftsverantwortung – was ist damit gemeint? Um welche Zukunft geht es? Eine Antwort gibt die Zeitforscherin Barbara Adam. Sie unterscheidet (unter Rückgriff auf den Soziologen Niklas Luhmann) zwei Zukunftskonzepte – Zukunft als „gegenwärtige Zukunft“, als „present future“ (hier fragen wir: Was tut die Zukunft für uns?) sowie Zukunft als „zukünftige Gegenwart“, als „future present“ (hier fragen wir: Was tun wir der Zukunft an bzw. was können wir für die Zukunft tun?) (vgl. Adam 2013). Ein Beispiel für das erste Zukunftsverständnis ist der Umgang mit der Atomenergie: Die Lösung der Abfallprobleme, die die heute Lebenden verursachen, und das mit diesem Müll verbundene Risiko werden in die Zukunft verschoben – in der Gewissheit, dass zukünftige Generationen neue Techniken haben werden, mit deren Hilfe das Problem lösbar wird. Ein Beispiel für das zweite Verständnis von Zukunft ist das Prinzip der Vorsorge. Dieses Prinzip wurde vom Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften entwickelt und ausformuliert: „Vorsorge ist ... ein bewusstes Sich-In-Beziehung-Setzen des Menschen zu seinen Mitmenschen (einschließlich zukünftiger Generationen), zu seiner Mitwelt, von und zu sich selbst als menschlichem Lebewesen.“ (Biesecker et al. 2000: 58) Vorsorgen bedeutet Vorsicht, Umsicht und Rücksicht gleichermaßen. Es wird aus dem Prinzip des Sorgens heraus entwickelt, auf der Basis von Tätigkeiten also, „die zur langfristigen Erhaltung sozialer und physischer Beziehungen des Menschen zu seiner Mitwelt beitragen“ (ebenda).

Aus dem Sorgen um die Zukunft entsteht die Vorsorge in der Gegenwart – die Zukunftsorientierung ist diesem Vorsorgeprinzip von vornherein eingeschrieben. Vorsorge richtet den Blick auf zukünftige Generationen, auf Zukunft als deren hoffentlich lebenswerte Gegenwart. „This future present is the primary domain of Vorsorge“, schreibt Barbara Adam (Adam 2013: 123).

Vorsorge bedeutet, heute all das zu unterlassen, dessen Risiken wir nicht einschätzen können. Hier werden Nicht-Wissen-Können und Unsicherheit akzeptiert – in vorsorgender Perspektive hätte Atomenergie nie genutzt werden dürfen. Bezogen auf das Capabilities-Konzept des Guten Lebens gilt es, diese Zukunftsperspektive in alle zehn zentralen Grundfähigkeiten einzuschreiben. Für die Arbeit – jetzt verstanden als das „Ganze der Arbeit“ – heißt das: Bei der Arbeit auch fähig zu sein, sich auf kritische Überlegungen zu den langfristigen Auswirkungen der eigenen Tätigkeit einzulassen und Prozesse und Produkte derart zu gestalten, dass sie die Natur nicht beschädigen, sondern ihre Regeneration fördern. Ein solches Verständnis von Arbeit würde den heute oft geschürten Widerspruch zwischen Ökologie und Arbeitsplätzen aufheben – Arbeitende ließen sich nicht mehr gegen Naturschutz ausspielen.

Wo gibt es Handlungsansätze?

Gutes Leben braucht „das Ganze der Arbeit“ als Vorsorgendes Arbeiten. Wie kann das erreicht werden, wo und wie lässt sich mit einer Transformation des aktuellen engen Arbeitskonzepts in diese Richtung beginnen – hin zu lebensfreundlicher, naturgemäßer und geschlechtergerechter Arbeit?

Fünf Ansatzpunkte sind mir hier wichtig:

1. Die radikale Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit: Sorge für junge, alte und kranke Menschen, Vorsorge für zukünftige Generationen durch Unterstützung der Regene-

rationsprozesse der Natur zum langfristigen Erhalt der Naturproduktivität, gemeinsames Nachdenken und Ausprobieren von Neuem – das alles braucht viele Tätigkeiten jenseits des Marktes und viel Zeit. Die langen Erwerbsarbeitszeiten können wir uns einfach nicht mehr leisten. Und wir brauchen auch Muße – gutes Leben ist ohne Muße nicht denkbar.

2. Die gesellschaftliche Anerkennung und Aufwertung der Sorgearbeit, z. B. durch eine flächendeckende Betreuung von Kindern im Vorschulalltag, durch inklusive Schulen mit individueller Förderung und durch eine soziale Infrastruktur, die allen den Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung garantiert. Insgesamt geht es hier um gesellschaftliche Umwertungsprozesse.
3. Die Umverteilung der ganzen Arbeit zwischen den Geschlechtern: die Hälfte der unbezahlten Sorgearbeit steht den Männern zu (sie haben sie jedoch bis heute nicht eingefordert)! Wenn sie ihren Anteil übernehmen würden, stiege auch die gesellschaftliche Anerkennung der Sorgearbeit. Durch die Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit wird diese geteilte Sorgeverantwortung möglich. Sie kann durch neue Organisationsformen, die Privathaushalte, öffentliche Leistungen und professionelle Dienstleistungen verbinden, unterstützt werden.
4. Die Entwicklung lebensfreundlicher Teilzeitmodelle für Männer und Frauen: So können sich alle an allen Arbeitsbereichen beteiligen und sie gemeinsam zukunftsfähig umgestalten.
5. Die Gestaltung der Arbeit in all diesen Bereichen als gute Arbeit. Was das ist, wird z. B. im von der ILO entwickelten Konzept „Decent Work“ (menschwürdige Arbeit) deutlich: Es geht um Rechte bei der Arbeit, um Förderung von Beschäftigung, um Sozialschutz und Sozialdialog (vgl. Senghaas-Knobloch 2010). Aus der oben diskutierten Zukunftsverantwortung folgt als zusätzliche Qualität ein sorgsames, erhaltenes Verhalten gegenüber der Natur. Denn Menschenwürde, die auf Naturzerstörung beruht, ist keine Würde.

Dieses neue Arbeitskonzept kann nicht mehr allein den Lohn zur Lebensgrundlage haben. Nötig ist ein Existenz sicherndes Grundeinkommen für jede/n. Denn nur, wer nicht von Existenznot bedroht ist, kann sich verantwortlich an der Gestaltung einer demokratischen, zukunftsfähigen Gesellschaft beteiligen. Finanziert werden kann dieses Grundeinkommen durch Steuern auf hohe Einkommen und Vermögen sowie auf Finanztransaktionen. Es ist genug Geld dafür da – es muss nur umverteilt werden.

Das Konzept eines Vorsorgenden Arbeitens liegt somit vor, Schritte zu seiner Ausgestaltung sind schon vielfältig entwickelt worden (vgl. Baier/Biesecker 2011). An ihnen mangelt es nicht. Ihre Umsetzung allerdings stockt, mehr noch: schon erste Schritte sind umkämpft. Das wurde kürzlich in Deutschland deutlich, als die Sozialministerin der neuen Bundesregierung vorschlug, die Vollzeit für Eltern auf 32 Stunden zu verkürzen und den Einkommensausfall aus Steuern zu finanzieren. Insbesondere die Arbeitgeberverbände fielen über diesen Vorschlag her. Die Gewerkschaft IG Metall allerdings, die jahrelang nichts von Arbeitszeitverkürzung wissen wollte, will sich der Sache annehmen und Arbeitszeitverkürzung zum Thema der Tarifverhandlungen 2015 machen. Nicht viel, aber immerhin ein vorsorgendes Schrittchen, das Hoffnung macht.

Hoffnung, so habe ich von Ernst Bloch gelernt, ist nicht Optimismus. Es ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn macht – ohne Rücksicht darauf, wie es ausgeht.

Arbeitszeitverkürzung als Einstieg in ein vorsorgendes gutes Leben macht Sinn – meine Hoffnung beruht eben auf dieser Gewissheit.

Literatur

- Adam, Barbara (2013) Sustainability through a temporal lens: Time, future, process. In: Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften (Hrsg.): Wege Vorsorgenden Wirtschaftens. Marburg: Metropolis, 115-130.
- Baier, Andrea/ Müller, Christa/ Werner, Karin (2007) Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes. München: oekom.
- Biesecker, Adelheid/ Matthes, Maite/ Schön, Susanne/ Scurrell, Babette (Hrsg., 2000) Vorsorgendes Wirtschaften. Auf dem Weg zu einer Ökonomie des Guten Lebens. Bielefeld: Kleine.
- Biesecker, Adelheid/ Baier, Andrea (2011) Gutes Leben braucht andere Arbeit. Alternative Konzepte in der Diskussion. In: politische ökologie 125, München: oekom, 54-62.
- Biesecker, Adelheid/ v. Winterfeld, Uta (2011) Erwerbsarbeit im Schatten – im Schatten der Erwerbsarbeit? Plädoyer für ein schattenfreies Arbeiten. In: Gegenblende 8/2011.
- Biesecker, Adelheid/ v. Winterfeld, Uta (2004) Wertlos? Zur Ausgrenzung natürlicher Produktivität und weiblicher Arbeit bei John Locke und Adam Smith. In: Biesecker/Elsner (Hrsg.): Bremer Diskussionspapiere zur Institutionellen Ökonomie und Sozial-Ökonomie 58. Universität Bremen.
- Hauff, Volker (Hrsg., 1987) Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Greven: Eggenkamp.
- Marx, Karl (1972/1867) Das Kapital Bd. 1, MEW Bd. 23. Berlin: Dietz.
- Netzwerk Vorsorgendes Wirtschaften (Hrsg., 2013): Wege Vorsorgenden Wirtschaftens. Marburg: Metropolis.
- Nussbaum, Martha (2003) Frauen und Arbeit – Der Fähigkeitsansatz. In: Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik 1/2003, 8-31.
- Nussbaum, Martha (2011) Creating Capabilities. The Human Development Approach. Cambridge/ London: Harvard University Press.
- Ricardo, David (1959/1817) Grundsätze der Politischen Ökonomie. Übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Gerhard Bondi. Berlin: Akademie-Verlag.
- Sen, Amartya (1999) Ökonomie für den Menschen. Wege zur Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft. Frankfurt/M./Wien: Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg.
- Senghaas-Knobloch, Eva (2010) „Decent Work“ – eine weltweite Agenda für Forschung und Politik. In: Becke, Guido et al. (Hrsg.) ‚Decent Work‘ Arbeitspolitische Gestaltungsperspektive für eine globalisierte und flexibilisierte Arbeitswelt. Wiesbaden: VS Verlag, 15-33.
- Smith, Adam (1985/1759) Theorie der ethischen Gefühle. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Wilkinson, Richard/ Pickett, Kate (2009): Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind. Berlin/Zürich: Tolkemitt.

Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag basiert auf meinem Vortrag beim 3. Symposium Dürnstein zum Thema „Die Krise und das gute Leben“ im März 2014.
- 2 Die Begriffe sind Degrowth, Décroissance oder Postwachstum. Die 4. Internationale Degrowth-Konferenz wird gerade vorbereitet. Sie findet vom 2.-6.9.2014 in Leipzig statt. Vgl. <http://leipzig.degrowth.org>.
- 3 Nussbaum nennt das „praktische Vernunft“ (Nussbaum 2003: 20).
- 4 Zur Frage der Ausdehnung des Capabilities-Ansatzes auf nicht-menschliche Wesen bis hin zu Ökosystemen vgl. Nussbaum (2011: 157ff.).
- 5 Schon David Ricardo hat auf die damit verbundene Arbeitslosigkeit hingewiesen (vgl. Ricardo

1959/1817: Kap. 23). Später hat Karl Marx diese systemische Arbeitslosigkeit unter dem Begriff der „industriellen Reservearmee“ behandelt und spricht in diesem Zusammenhang vom „allgemeinen Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“ (vgl. Marx 1972/1867: 670ff.).

- 6 Adam Smith, bei dem diese Trennungsstruktur angelegt wird, sieht die Familie als den Raum an, in der die Menschen (Männer) die „ehrlichen Spielregeln“ (Smith 1985/1759: 124) lernen, die sie als Akteure am Markt brauchen. Die Familie ist nach dem viktorianischen Ehemodell der Raum der Frauen. Ohne die von ihnen produzierte Moral – ohne ihre unbezahlte Sorgearbeit – gibt es bei Smith somit keine funktionierenden Märkte (vgl. Biesecker/v. Winterfeld 2004).
- 7 Die Kommission definiert dies als eine Entwicklung, die die Bedürfnisse der heute lebenden Menschen befriedigt, ohne die Möglichkeiten für zukünftige Generationen einzuschränken, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen.
- 8 Auch Martha Nussbaum betont die Notwendigkeit, ihren Ansatz entsprechend weiterzuentwickeln: „... the quality of the environment clearly plays a role in the Capabilities Approach ... the quality of the natural environment and the health of ecosystems are crucial for human well-being. This is particular true if we think of human well-being as including commitments to future generations ... but the Capabilities Approach has not yet exhaustively pursued the topic“ (Nussbaum 2011: 163).

GELD IST GENUG DA

**ZEIT FÜR
STEUER-
GERECHTIGKEIT**

www.gpa-djp.at

REICHTUM IN ÖSTERREICH 2013

1. Familien Porsche und Piëch	40,9 Mrd. Euro
2. Dietrich Mateschitz	7,5 Mrd. Euro
3. Familie Flick	6,3 Mrd. Euro
4. Johann F. Graf	4,5 Mrd. Euro
5. Karl Wlaschek	4,2 Mrd. Euro
6. Heidemarie Horten	3,2 Mrd. Euro
7. Familie Swarovski	2,6 Mrd. Euro
8. Wolfgang Leitner	2,0 Mrd. Euro
9. Frank Stronach	1,9 Mrd. Euro
10. Patricia, Karl Emil und Marie-Rose Kahane	1,8 Mrd. Euro

Quelle: Valuga Report
Alle Angaben in Mrd. Euro
Stand Juni 2013



GPA djp
GEWERKSCHAFT DER PRIVATANGESTELLTEN
DRUCK - JOURNALISMUS - PAPIER